



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

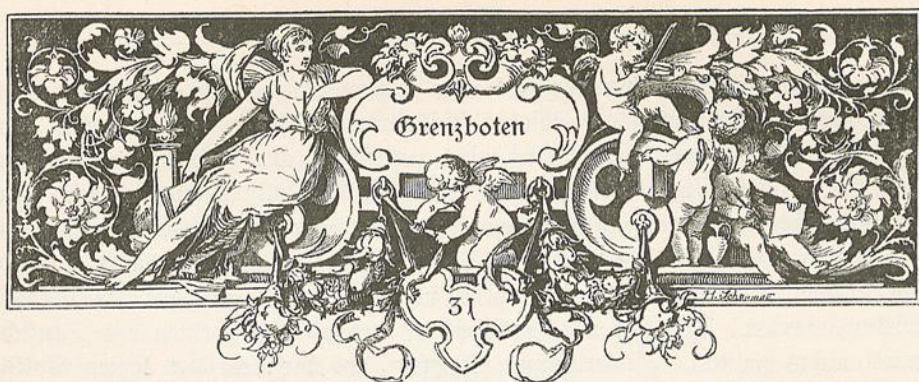
**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Böhmen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Böhmen

**D**e ruhiger die Wellen vor den Dämmen sind, die im Westen Deutschlands Kaiser Wilhelm der Erste mit seinem märkischen Deichhauptmann gegen die gallische Sturmflut gebaut hat, desto mächtiger brausen jetzt von Osten her die slavischen Wogen gegen das deutsche Volkstum. Der nationale Kampf ist ja selbst in dem vorherrschenden Bundesstaate des jungen Deutschen Reiches, in Preußen, entbrannt, und es wird der unerschütterlichen Energie der Regierung wie der hingebenden Mitarbeit der parlamentarischen Parteien bedürfen, soll gegen den polnischen „Übermut,“ der auch eine noch volkstümlichere Bezeichnung verdiente, ein im deutschen nationalen Interesse liegender Erfolg errungen werden, damit nicht, wie nach dem großen Kulturkampfe — damals durch die Absehwendung der Linksliberalen zur Opposition — oder bei dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie durch die Lässigkeit der Parteien, ein Umschwung eintritt, der jetzt in der Stellung des Zentrums als der stärksten und in den Sozialdemokraten als der ausschlaggebenden Partei seinen Ausdruck findet.

Das ist alles noch in der Ära Bismarck geschehen, von der heute alle, deren Parteigeschäfte die Regierung nicht besorgen will, einmütig behaupten, damals sei immer alles klar gewesen, man habe allemal gewußt, wohin die Regierung wolle. Und doch hat man sie im Stiche gelassen. Was bei der heutigen Unbelehrbarkeit des Zentrums, das nicht einmal durch die unzweideutige Absicht der Polen gewizigt wird, bei der Neigung aller demokratischen Schattierungen, die Reihen ihrer Opposition gleichviel woher zu verstärken, bei der infolge der Agitation des Bauernbunds immer weiter fortschreitenden Demokratisierung der Konservativen, sobald die Landarbeiterfrage ins Spiel kommt, noch alles geschehn kann, wagen wir gar nicht auszudenken. Möge das Schwarzseherei sein und — bleiben! Jedenfalls ist der langwierige Kampf gegen das Polentum erst begonnen und noch nicht gewonnen.

Doch steht es auf dieser Seite noch verhältnismäßig gut, anders sieht es im österreichischen Gebiet aus, wo nicht nur die oberflächlichen Germanisierungsbestrebungen der Habsburger abgeschüttelt werden, sondern auch die alten deutschen Einwanderungen und Marken bedroht erscheinen. Man braucht darüber

weder die offiziellen Zählungen noch das angstmeierische Geschrei der angeblich oder wirklich Bedrohten als absolut stichhaltig anzusehen. Beide geben den wirklichen Verlust des Deutschtums nicht zuverlässig an, denn es stecken darin alle die unzuverlässigen Elemente und unsichern Kantonisten, die sich früher zu den Deutschen rechneten, sich aber heute als Magyaren oder Tschechen ausgeben, im Grunde aber ihre Stellung zum Deutschtum nicht geändert haben und in das frühere Verhältnis zurückschwenken würden, sobald sich die Verhältnisse wieder änderten. Das hat mit Fortschritten oder mit Rückschritten des Deutschtums nichts zu tun. Zuverlässiger ist schon das Resultat der letzten Volkszählung von 1900, wonach zum Beispiel in Böhmen, wo doch der Rassen- und der Sprachenstreit am heftigsten tobt, die Zahl derer, die sich der „deutschen Umgangssprache“ bedienen, nicht gesunken, sondern sogar um ein geringes gewachsen ist. Und dabei gilt gerade Böhmen als der eigentliche Brennpunkt des erbitterten Sprachen- und nationalen Streits. Jedenfalls ist das Land nahezu seit vier Jahrzehnten der politische Wetterwinkel Österreichs. Namentlich seit sechs Jahren — nach den Badenischen Sprachenerordnungen, die ebenso wieder aufgehoben worden sind, wie sie gekommen waren — hat der Zwist Formen angenommen, die die ganze Monarchie in Mitleidenschaft ziehen zum schweren Nachtheile der wichtigsten politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten des Staatswesens. Es ist an sich natürlich, daß dort, an der äußersten Grenze des Deutschtums und des Slawentums, ihre am weitesten vorgeschobnen Ausläufer heftig aufeinanderprallen, und daß auch beide Teile von starkem Volksbewußtsein erfüllt sind und ebensowohl für ihre gesamte Kampfstellung wie für die einzelnen Wendungen und die von ihnen angewandten Mittel hohe nationale Ziele und Aufgaben in Anspruch nehmen. Daß sich gegenwärtig der Kampf hauptsächlich um die Sprachenberechtigung dreht, ist bloß eine äußerliche Erscheinung, in Wirklichkeit handelt es sich um die politische Macht. Schon am 28. Februar 1885 sagte der Abgeordnete E. von Plener (der jüngere) im Abgeordnetenhaufe zu Wien: „Dieser deutsch-böhmische Streit ist die klaffende Wunde in dem Leibe Österreichs.“ Es ist seitdem nicht anders geworden.

Die Wichtigkeit, die Böhmen für Deutschland hat, insofern es von Südosten her bis tief in die Mitte Deutschlands hineinragt, ist wohl von den sonst klugen und überklugen, lauten und überlauten Leuten, die sich als Wortführer des Deutschtums ausgeben, noch viel zu wenig, eigentlich gar nicht gewürdigt worden. Das ehemalige Kurfürstentum Böhmen ist aber dem einstigen Deutschen Kaiserreiche und dem nachmaligen Deutschen Bunde so lange einverleibt gewesen und wird von so zahlreichen Deutschen bewohnt, daß es unmöglich mehr vom deutschen Nationalinteresse losgelöst werden kann, noch ganz abgesehen von seiner geographischen Lage. Diese hat seinerzeit nach dem Friedensschluß in Nikolsburg in einigen oberflächlichen Köpfen, die nach einem flüchtigen Blick auf die Landkarte in der geographischen Abrundung des entstehenden Deutschen Reiches die Hauptsache sahen, eine kurzlebige Unzufriedenheit darüber hervorgerufen, daß nach den großen Siegen Böhmen nicht von Österreich abgetreten wurde; heute ist wohl kein Mensch mehr im Zweifel darüber, daß es politisch klug war, von so wenig durchschlagenden Grundsätzen abzusehen, kein Elsaß-

Lothringen im Osten samt einer unzerstörbaren Revanchelust in der österreichischen Monarchie zu schaffen, und es dieser zu überlassen, sich mit den aufstrebenden nationalen Bestrebungen des Tschechentums auseinanderzusetzen, das sich im Herzen der mitteleuropäischen Lande niedergelassen hat und nach eigener Versicherung entschlossen ist, sich nicht mit den deutschen Stämmen zu vereinigen, sondern als „Pfahl im deutschen Fleische“ in bewußter Feindschaft mit seinen Nachbarn weiterzuleben. Das schließt nicht aus, daß gerade die böhmischen Angelegenheiten ein dringlicher Gegenstand aller Erwägungen über die Zukunft des deutschen Volkstums bleiben. Daß Deutschland dem deutschen Einschlag in der habsburgischen Monarchie eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, ist natürlich, das Gegenteil würde überraschend sein. Aber etwas weiteres als den Ausdruck des Mitgeföhls des deutschen Volkes mit den Schicksalen der Deutschen in Österreich darf man darin nicht sehen, umsomehr als für absehbare Zeit kein deutscher Vorteil zu erkennen ist, um dessentwillen man wünschen könnte, daß die österreichisch-ungarische Monarchie aufhöre zu bestehen.

Nicht eine deutsche Frage an sich, sondern eigentlich eine Frage der innern Politik Deutschlands ist das heutige Wirrsal in Österreich geworden, denn in Wahrheit geht die Frage nach der Zukunft nicht bloß das deutsche Volkstum an, sondern sie berührt in demselben Maße den Slawismus. So gerecht soll man schon sein, das anzuerkennen. Aber der einfachste Egoismus muß den Reichsdeutschen nahelegen, das österreichische Problem von dem Standpunkte der eigensten Lebensinteressen zu betrachten, und deshalb handelt es sich dabei um eine Frage der innern deutschen Politik, nicht der äußern. Das kann gerade wegen der Wirkung auf die österreichischen Verhältnisse nicht scharf genug betont werden, denn dort geht unberechtigtes Mißtrauen gegen vermeintlich reichsdeutsche Anschläge in dem einen Lager und wahnsinnig ausschweifende Hoffnungen auf deutsche Hilfe in dem andern wild durcheinander. Die slawisch-feudale Clique tut so oder glaubt vielleicht wirklich, daß Deutschland nichts sehnlicher verlange als die Beschleunigung des scheinbaren Zerfallsprozesses, damit es seine „protestantische“ Hand auf die Gebiete bis zur Adria legen könne. Die sonderbaren Schwärmer von der deutsch-radikalen Richtung bilden sich daselbe ein, aber nicht aus Furcht, sondern in der zitternden Erwartung, daß ihnen die Reichsdeutschen wegen der unerträglichen Wirren und „Notstände“ an ihrer Grenze beispringen und sie aus ihrem Staatsverbande aus irgend welchen nationalen Gründen loslösen müßten. Beide vermögen nicht einzusehen, daß es auch einen großpolitischen Standpunkt gibt, von dem aus die nationalen Wirren in Österreich doch nur einem „Sturme im Glase Wasser“ — wenn auch einem etwas großen — gleichen, von dem aus überschaut werden kann, daß sich die Nationen und die Nationchen in Österreich, nachdem sie sich genugsam gezankt haben, wieder vertragen werden, und daß das alles nicht an die Höhe hinanreicht, von der aus die Fragen der Großmacht- und Weltpolitik entschieden werden müssen. Bei dem weit verbreiteten Mangel an praktischem politischem Sinn, bei der krankhaften Sucht, alles nach vorübergehenden Wallungen und höchstens nach den Sätzen des Privatrechts zu beurteilen, sowie bei der Schwierigkeit, sich in die Machtverhältnisse großer Reiche und Zwergstaaten,

großer Nationen und kleiner Stämme ernst hineinzuversetzen, mag die Einsicht nach dieser Richtung vielfach mangelhaft sein, mögen Gefühle enttäuscht und Hoffnungen geknickt werden, aber das ist nun einmal so auf der Welt und wird nicht anders werden.

Wenden wir uns besonders wieder Böhmen zu. Der heutige Besitzstand der beiden dort lebenden Völker ist das Ergebnis einer jahrhundertlangen Geschichte, die in der Hauptsache von der orographischen Gestaltung des Landes bestimmt wurde. Was aus vorgeschichtlicher Zeit auf uns gekommen ist von Bevölkerungen, deren Namen verklungen ist, und von denen nur vereinzelte Altertümer Kunde geben, ist nicht viel und beweist nur, daß sich unter den Einflüssen der süd- und der mitteleuropäischen Hallstattkultur in Nordböhmen, mehr noch in Mittelböhmen, die erste Eisenzeit zu hoher Blüte entfaltet hatte. Auch diese Urzeit Böhmens zeigt das Ringen zweier Volksstämme. Als die Besiedlung des alten Germaniens durch die Deutschen begonnen hatte, und diese von dem Ursitze ihres Stammvolkes des westlichen Zweiges, der Semnonen an der mittlern Elbe und Saale, aus die Kelten im Westen und im Südwesten durch den Überfluß ihres Nachwuchses vertrieben, bis sie schließlich auf die Römer stießen, wehrte ihnen im Südosten ein undurchdringlicher Wald- und Gebirgsgürtel das Vordringen, und die wahrscheinlich keltische Bevölkerung in Böhmen blieb von ihnen ungestört. Jedenfalls hatte sich mitten unter Germanen der keltische Stamm der Bojer dort hinter den Bergen behauptet. Erst hundert Jahre vor Augustus drang der große Suebenbund in dieses fruchtbare Gebiet ein, aber das Reich der Markomannen wurzelte nicht fest in dem neu erworbenen Boden und brach schnell unter römischen Intriguen zusammen. Auf dem Reliefband der Triumphsäule des Marcus Aurelius sind als Verteidiger der Pässe des Böhmerwaldes Krieger dargestellt, die sich scharf von den Germanen unterscheiden, nicht nur in Kleidung und Bewaffnung, sondern auch im Gesichtstypus, der noch heute so im tschechischen und slowakischen Landvolk vorkommt. Aus diesen und andern Gründen darf man nicht ohne weiteres abweisen, daß die Vorfahren der heutigen Tschechen Kelten waren, die später ein slawisches Idiom angenommen haben, woran nichts Auffälliges liegen würde. Doch die Tschechen wollen davon nichts wissen und durchaus Slawen sein. Für unsre weitere Betrachtung ist es ohne Belang. Daß die deutschen Eroberer und Kolonisten bald wieder südwärts nach der Donau zogen, ist für die weitere Entwicklung des Deutschtums im Südosten von Folgen begleitet gewesen, die wir noch heutzutage spüren. Die spätere geräuschlose Besetzung des Landes durch die Slawen erfolgte von Südosten her. Als dann im Mittelalter das ganze Odergebiet im Osten von Böhmen wieder durch den deutschen Pflug und deutsche Bürger germanisiert wurde, blieb namentlich die Mitte des böhmischen Ringlandes in den Händen eines fremden Volks.

Die heutigen Deutschböhmen sind nun nicht, wie von tschechischer Seite gern behauptet wird, germanisierte Slawen, deren Sprachgebiet von den Tschechen wieder „zurückerobert“ werden müsse, sondern sie verdanken ihre Wohnsitze einer alten deutschen Kolonisation, die in größerem Maße ihren Anfang im dreizehnten Jahrhundert nahm. In den Grenzländern der Donau und der Oder entstanden

im Mittelalter Marken, in der Ostmark waren die Avaren unter den Karolingern vernichtet, die Ungarn unter den Sachsenkaisern geschlagen, und das Land durch Kolonisten aus Bayern besiedelt worden, und der Bauer in Österreich wußte wohl, daß er nach deutschem Recht ein freier Mann war. Auch Böhmen besaß seine weitausgedehnten Marken und behielt sie um so länger, als die Bodengestaltung diesem Schutzsystem günstig war. In Böhmen hat, wohl infolge der innern Schwächung des Deutschen Reichs, die Entwicklung nicht denselben Verlauf genommen wie in andern Marken, die schließlich die Herrschaft über die geschützten Gebiete gewannen, aber die in den böhmischen Marken tätigen Geschlechter der Riesenburg, Lichtenburg und Rosenberg hatten durch deutsche Kolonisation ihren Wohlstand und ihre Selbständigkeit gehoben. Das innere Land war slawisch geblieben, und die dort zur Herrschaft gelangenden Herzöge erwarben auch die Oberhoheit über die Marken, aber sie setzten die erspriessliche Tätigkeit der Markgrafen fort, und namentlich das Königsgeschlecht der Přemysliden suchte seine Einkünfte durch ausgedehnte Kolonisation zu mehren. Der ausgedehnte Waldboden, der noch der Kultur entbehrte, bedurfte der schaffenden Hand, des betriebsamen Geistes und des befruchtenden Kapitals, und nur der Deutsche war geeignet, diese Bedingungen zu erfüllen und die Einöde in fruchtbares Land zu verwandeln. Es geschah dasselbe, was auch die Pfaffen in Schlesien in ausgedehntem Maße unternahmen. Die Deutschen wurden ins Land gerufen, bezahlten einen Teil des Kaufpreises für das erworbne Land und erhielten es zu mäßigem Zins in Erbpacht. Dafür blieben sie freie Bauern und erhielten das Privilegium, sich nach deutschem Recht in deutscher Sprache von selbstgewählten Richtern richten zu lassen. Schon Herzog Sobieslaw hatte im zwölften Jahrhundert den Deutschen in Böhmen besondern Schutz zugesichert, und König Přemysl Ottokar gewährte den deutschen Gemeinden in Böhmen das Privilegium der deutschen Sprache. Die einträgliche Einrichtung der deutschen Kolonisierung wurde in eine förmliche Ordnung gebracht, und die böhmischen Könige überließen nicht nur das eigne kulturlose Gebiet den Deutschen, sondern sie kauften selbst noch umfangreichen Kirchenbesitz dazu, um ihn der nutzbringenden deutschen Bewirtschaftung zuzuführen.

Die Tschechen waren dazu nicht geeignet. Als die Besiedlung durch die Deutschen begann, saßen sie auf dem leichtern Boden der Ebenen im Innern und der breiten Flußtäler, der ganze umfangreiche Rand im Norden, im Westen und im Süden war unbewohnt, und sein schwerer Waldboden wurde allmählich von den Deutschen als Besitz erworben, angebaut und zu der Blüte gebracht, deren er sich noch heute erfreut. Es wäre den Tschechen gar nicht möglich gewesen, dieselben Ergebnisse zu erreichen, denn sie waren dazu an Zahl zu schwach und saßen als unfreie Bauern auf dem ihnen nicht gehörenden Boden, auf dem sie kaum ihr kärgliches Dasein hatten. Gerade den Přemysliden gebührt das Verdienst, namentlich den Nordosten gegen die damalige polnische Grenze und im Nordwesten das Gebiet an der oberen Eger der Kultur durch freie deutsche Kolonisten erschlossen zu haben. Neben dieser Besiedlung des ehemaligen Waldgebiets ging eine ausgedehnte Städtegründung einher, indem die Přemysliden, namentlich Wenzel der Erste und Ottokar der Zweite, die Marktplätze an den alten

Gauburgen mit deutschen Bürgerkolonien besetzten. Außer Prag gab es im alten Böhmen keine Stadt, aber auch da entstand am Borschitsch ein deutscher Burgflecken, der vom ersten böhmischen Könige die Bestätigung seiner Gemeindeverfassung erhielt, die in dem Privilegium gipfelte, daß die Deutschen aus ihrer Mitte deutsche Richter wählten; ihnen vertraute der Fürst den Schutz der Prager Burg an, wenn er abwesend war. Die deutschen Städte waren das Rückgrat des böhmischen Staates, von ihnen strömten der slawischen Bevölkerung Bildung und Wohlstand zu, und die durch die Städte erweiterte Handelsgelegenheit gewährte auch dem slawischen Bauer die Möglichkeit, seine erübrigten Erzeugnisse in Sparpfennige umzusetzen. Hunderttausende von Bauerngründen wurden allmählich auch an slawische Bauern unter denselben Bedingungen wie an die deutschen Kolonisten abgetreten, und so ging zugleich mit der deutschen Kolonisation eine Art Emanzipation eines großen Teils der einheimischen tschechischen Bauern vor sich. An der deutschen Kolonisation lag es wahrlich nicht, daß Böhmen nachmals wieder das gelobte Land der Bauernschinderei wurde. Was dem Lande Böhmen heute noch zu seinem Glücke fehlt, ist die betäubende Tatsache, daß damals die Germanisation nicht weiter fortgeschritten ist, dank der Fahrlässigkeit der Habsburger und dem Egoismus des böhmischen Adels, dem tschechische Hörige lieber waren als freie Bürger und Unwissenheit lieber als Wissen.

Böhmen hatte infolge dieser Entwicklung schon seit Jahren zum Deutschen Reiche gehört, das allerdings in seinem Verfall seit Heinrich dem Vierten und in dem Anwachsen der Selbständigkeit der Reichsfürsten den Königen von Böhmen den Antrieb zur Loslösung gab, wobei sie die Stammesverschiedenheit der Mehrzahl ihrer Bevölkerung als Anlaß benutzten. Von dieser Zeit an beginnt die stärkere Betonung des Tschechentums, der die Niederlage des mächtigen Königs Ottokar des Zweiten gegen Rudolf von Habsburg nur geringen Abbruch tat. Der freie Teil des tschechischen Bauernstandes und die in die deutschen Städte und Märkte im Innern des Landes zugezogenen tschechischen Handwerker trugen zur Hebung ihres Volksstammes wesentlich bei, und dadurch wurden einzelne Plätze, wohl auch mit Unterstützung des königlichen Regiments, namentlich unter den Luxemburgern, tschechisch, aber das ganze Randgebiet blieb trotz aller Wechselfälle deutsch; dort saßen die Deutschen fest auf dem von ihnen in zwiefacher Art aus eigener Kraft erworbenen Boden. Allerdings scheinen die Tschechen die ihnen wirtschaftlich überlegenen Deutschen niemals sehr geliebt zu haben, trotzdem mußte Prag gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts als eine germanisierte Stadt gelten, die nicht nur in Politik und Handwerk, sondern auch in Wissenschaft und Kunst ein selbständiges und kräftiges Leben aufwies. Seit 1346 war durch den Luxemburger Karl den Vierten Böhmen der Mittelpunkt des Reichs geworden, und seit 1348 zog die Blüte der deutschen Jugend nach der vielstimmigen Moldaustadt, sich dort an der ersten Universität des Deutschen Reichs, die nach dem Muster von Bologna und Paris eingerichtet war, die Geheimnisse und die Würden der Wissenschaft und der freien Künste zu holen.

Allerdings muß man zugeben, daß die Universität Prag nicht in dem Sinne als „deutsche“ Wissensstätte errichtet wurde, daß die deutsche Sprache als Unterrichtssprache gegolten hätte. Dergleichen war in dieser Zeit undenkbar,

selbstverständlich waren Amtssprache und Vorträge lateinisch, die deutsche Sprache wurde erst durch Hofdekret vom 5. Februar 1787 eingeführt. Noch weniger konnte aber die Universität Prag bei ihrer Gründung als tschechische Anstalt angesehen werden, was ja gerade die Geschichte ihrer spätern zeitweiligen Tschechisierung beweist. Die Universität Prag war eine selbständige Genossenschaft der Studenten, die sich selbst verwaltete und ihren Rektor selber wählte. Die Studenten waren nach der Stiftungsurkunde entsprechend ihrer Heimat in vier Gruppen eingeteilt, die „Nationen“ hießen. Es gab eine „bayrische Nation“ für die Studenten aus Bayern, Österreich und den übrigen Alpenländern, eine „sächsische“ für Norddeutschland, eine „polnische“ für Polen und Schlesien und eine „böhmische“ für Böhmen, Mähren und Ungarn. Jede Nation hatte in allen Universitätsangelegenheiten statutenmäßig eine Stimme. Nun hatten die Händel zwischen den fremden Nationen und den Tschechen, zwischen Juristen und Artisten selten geruht. Die Deutschen in Prag standen unter den Tschechen als eine bevorzugte Minderzahl der Bevölkerung, an der Universität waren sie die große Mehrzahl, und es war natürlich, daß sie sich an die aristokratische Partei in Böhmen, die höhere Geistlichkeit und den deutschfreundlichen Adel, anlehnten. Ebenso natürlich war es, daß sich die tschechische Partei auf ihren wüsten König Wenzel stützte, der in Deutschland längst aufgegeben worden war, und daß sie die Stimmungen ihrer Freunde und Verwandten, der tschechischen Bürger und Bauern vertrat. Der Streit zwischen Deutschen und Tschechen schärfte sich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts über die Lehre Willefs zu, und im Jahre 1409 brach die große Trennung aus. Auf Andrängen der Tschechen und des tschechischen Adels erließ König Wenzel eine Verordnung, die das Universitätsprivileg umstieß und der „böhmischen Nation“ drei Stimmen, den drei andern „Nationen,“ die weitaus die größte Mehrheit der Studenten umfaßten, zusammen nur eine Stimme gewährte. Die Tschechen beriefen sich dabei mit Unrecht auf Paris, wo die Franzosen auch drei Stimmen, die Fremden nur eine hatten, aber das entsprach den dortigen Mehrheitsverhältnissen. Man ersieht daraus, daß die Tschechen schon vor fünfhundert Jahren die Neigung hatten, die große Nation spielen zu wollen. Es kam zum Bruche, die Deutschen und die Polen wollten sich die Verletzung der Universitätsrechte nicht gefallen lassen und schwuren, sie würden von Prag wegziehen, wenn die rechtswidrige Verordnung nicht zurückgenommen würde. Als wirklich der Rat des Königs, Nikolaus von Lobkowitz, die neue Verordnung mit Gewalt durchsetzte, den bisherigen deutschen Rektor aus dem Amte verdrängte und einen neuen Rektor aus der tschechischen Minorität als gewählt erklärte, da erfolgte der denkwürdige Auszug von mehr als 5000 deutschen und polnischen Studenten, in der Mehrzahl nach Leipzig. Dadurch verlor die Universität den Charakter einer großen Akademie und wurde der Brennpunkt eines leidenschaftlichen Parteitreibens.

Diese Trennung wurde ein schicksalsschweres Ereignis für die Tschechen und für den lauteren Charakter, der bis dahin der Führer einer jugendlichen und begeisterten Opposition gewesen war. Die national-religiöse Bewegung, die von Wenzel selbst begünstigt worden war, ergriff nach Hussens Hinrichtung in Konstanz die gesamte tschechische Bevölkerung, die mit tollkühner Energie die

Herrschaft in Böhmen an sich zu reißen trachtete. Als Prag selbst nach wilden Mordszenen in die Hände der Schwärmer gefallen war, wollte endlich Wenzel strafend eingreifen, aber ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. Sein rechtmäßiger Erbe war Kaiser Siegmund, aber die tschechischen Reichbrüder verweigerten dem „Henker“ ihres Propheten die Anerkennung und rüsteten sich zum Widerstand. Um die gänzliche Ausrottung des Katholizismus in Böhmen zu verhindern, wurde endlich in den deutschen Nachbarländern das Kreuz gepredigt. Aber die Kreuzheere vermochten nichts auszurichten, vergeblich versuchte ein solches die von Biska besetzte Stadt Prag zu erobern; alle Stürme wurden abgewiesen. Im Jahre 1431 floh ein zweites großes Reichsheer von 14 000 gerüsteten Pferden, 80 000 Mann streitbaren Volks und einer Wagenburg von 8000 Wagen schmachvoll beim Herannahen der schwächern Hussiten-scharen wieder über die böhmischen Grenzberge zurück, und seit dieser Zeit wußte jedermann, daß das Reichsheer in seiner Zusammensetzung aus zahllosen Kontingenten und uneinigen Fürsten ein ebenso kraftloser Mechanismus geworden war wie das Deutsche Reich selbst. Von da an begannen die Kriegszüge der Hussiten gegen die Deutschen; ihre Siege waren freilich nur möglich durch den schmählichen Verfall des Reichs; die Nebeländer, namentlich Schlesien, litten unsäglich. Die Kriege wurden schließlich durch Verträge infolge der Uneinigkeit der tschechischen Parteien notdürftig beendet, aber bis zum Ende des Jahrhunderts dauerten vereinzelte Raubzüge tschechischer Haufen und Aufstände des verwilderten Volks. Auch ein Teil der deutschen Gemeinden in Böhmen zerfiel während der Hussitenkriege, und die Grenzen des deutschen Kolonisationsgebiets wurden durch den Hussitensturm nach Osten hinausgedrängt und sind auf dieser Seite nicht wieder hergestellt worden.

Der Hussitenkrieg hinterließ unfertige chaotische Zustände, das Land versank in wüste Anarchie, wurde durch zeitweilige Verbindung mit Ungarn in eine zwiespältige Stellung zum Reiche gebracht und behielt seine separatistische Stellung zur Kirche. Erst 1526 fiel Böhmen wieder an das Haus Habsburg zurück. Zwei Jahrhunderte nach der nationalen Universitätsrevolution standen die Tschechen aller Stände wieder in voller Revolution, setzten ihren Landesherrn ab und wählten sich den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum König, der freilich kein volles Jahr regierte, die Schlacht auf dem Weißen Berge gegen den Kriegsmeister Tilly verlor und außer Landes flüchtete. Nun brach ein furchtbares Strafgericht über Böhmen herein, denn der jetzige Kaiser war kein Luxemburger Siegmund, sondern ein Habsburger und überzeugter Bögling der Jesuiten, dem es mit der Ausrottung der Ketzer voller Ernst war. Er schlug aus religiösen Gründen die wesentlich nationale Bewegung der Tschechen nieder. Die traurigen Exekutionen in Prag am 21. Juni 1621 bezeichnen den Abschluß der alten Entwicklung Böhmens, Söhne der bedeutendsten tschechischen Adelsgeschlechter des Landes, hervorragende Bürger und Gelehrte, also die Repräsentanten seines gesamten Kulturlebens, endeten hier und mit ihnen ihre Bestrebungen. Die Geschicke des Landes wurden fortan von Fremden geregelt, die für die bisherige Entwicklung kein Verständnis und keine Teilnahme hatten. Am 10. Mai 1627 unterzeichnete Ferdinand der Zweite das Patent zur Einführung

der „verneuern“ Landesordnung, und von diesem Augenblick an brach die bisherige Entwicklung des Landes endgiltig mit den alten Traditionen. Zu gleicher Zeit wurde auch die deutsche Sprache als gleichberechtigt erklärt, und sonach das Sprachengesetz von 1615, das der tschechischen Sprache die alleinige Herrschaft im Lande verschaffen wollte, wieder beseitigt. Durch ein Dekret, das am 31. Juli 1627 veröffentlicht wurde, teilte der Kaiser mit, daß er eigne Reformationskommissionen aufgestellt habe, die die Widerspenstigen in der katholischen Religion unterweisen sollten. Nicht weniger als 728 Edelleute wurden ihrer Güter verlustig erklärt, viele auf Lebenszeit eingekerkert, die reformierten und die lutherischen Priester wurden verjagt, mit ihnen wanderten 30 000 fleißige Familien aus. Was in Böhmen geschah, vollzog sich auch in ähnlicher Weise in allen österreichischen Ländern, es war ein Völkermord ohne gleichen. Diese unglückselige Maßregel der Gegenreformation, die mehr als der Krieg zur Entvölkerung des bisher blühenden Landes beitrug, traf in Böhmen Deutsche wie Tschechen gleich hart, doch haben dort die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges von Norden nach Westen her ein geringes Vorrücken der deutschen Sprachgrenze zur Folge gehabt. In Böhmen nahm man noch im Jahre 1730 an, daß der vierte Teil des Grundes, der vor dem Dreißigjährigen Kriege Ackerboden gewesen war, mit Wald bewachsen sei.

Doch das war noch nicht das größte Unglück. Im Deutschen Reiche stand es nicht anders, vielfach noch schlimmer. Über zwei Drittel der Bevölkerung waren in dem Kriege vernichtet worden, der Rest lebte in Armut, Elend und greulicher Verwilderung. Aber überall in deutschen Landen standen in der traurigen Zeit nach dem Kriege Tausende, die sich in dem Gefühl stark wußten, daß auch sie den bewaffneten Befehlern bis zum Tode stand gehalten hatten wie ihre Väter und Nachbarn. In den bekehrten Ländern des Kaisers war dieses Gefühl selten, die Starken, die Charaktere der Völker waren hingerichtet, im Kampfe gefallen, des Landes vertrieben, die übrigen hatten sich der Not gebeugt. Die Nachwirkung blieb nicht aus. Anderthalb Jahrhunderte lang führten die ihrer besten Kräfte beraubten Stämme, Deutsche und Tschechen, ein unheimliches Traumleben. Dem tschechischen Volke war wenig mehr von seiner Vergangenheit geblieben als die düstern Erinnerungen seiner Königsstadt, ein leicht erregbarer Pöbel und die Neigung zu herber Frömmigkeit, die nach wenig Jahrzehnten vor den neuen Bildern der Heiligen die Ketzer verfluchte, aber doch hängte vielfach der tschechische Landmann daneben die Bilder von Hus und Biska, zündete wohl auch den alten Ketzern eine Lampe an. Doch es war ein dumpfes Hinbrüten, die führenden Geister fehlten den Deutschen wie den Tschechen in Osterreich.

Auch draußen im Reich ging es nur langsam, aber doch vorwärts. Es dauerte ein volles Jahrhundert, bis die neu aufblühende Literatur und Wissenschaft wie die kriegerischen Erfolge Friedrichs des Zweiten das Volk zu neuem Leben weckten. Nie hat eine Literatur eine solche Rolle gespielt und unbewußt eine so große Aufgabe gelöst, wie die deutsche seit 1750. Und gerade darum, weil diese Kunst und Wissenschaft der Deutschen keinem besondern Zweck diente und nichts wollte als ehrliche Leistungen auf ihrem Gebiete, durchglühten ihre

lautern Flammen das Gemüt der Deutschen, bis sie sich wieder eins fühlten und dadurch gehärtet wurden zu dem Kampf um ihre nationale Einheit und Selbständigkeit. Auch aus Österreich kamen fast zu derselben Zeit neubelebte Regungen der Kunst, und es ergoß sich von da aus über die Welt eine unendliche Fülle von Melodien, ein schier unerschöpflicher Reichtum der Musik, der Kunst der leidenden Völker. Erst viel später trat auch in Österreich ein Aufschwung der Literatur ein.

Auch in Böhmen gingen die Wiederbevölkerung und die Entwicklung äußerst langsam vor sich. Die Deutschen waren dabei im Vorteil, denn ihnen kam aus dem wieder erstarkenden Reich Zuzuschuß an aufstrebenden Kräften, die Tschechen waren auf sich selbst angewiesen, der neue Adel und das Beamtentum standen fremd zu ihnen, aus den stammverwandten, aber in der Kultur zurückgebliebenen Slowaken konnte ihnen kein fördernder Zuwachs erblühen. Daraus allein erklärt es sich, daß bis zur Mitte des vergangnen Jahrhunderts die Zunahme des echten und germanisierten Deutschtums ein rascheres Wachstum zeigte, als die des Tschechentums; wohl haben die wirtschaftlichen Maßnahmen Josephs des Zweiten hie und da deutscher Kolonisation nochmals Raum geschafft, doch blieben die Erfolge für die nationale Entwicklung ziemlich unbedeutend, weil es sich nur um vorübergehende und nicht nachhaltige Maßnahmen handelte. Bestimmte zahlenmäßige Angaben liegen darüber nicht vor, auch die spätern Mitteilungen von Schafarzik und Czörnig aus den vierziger Jahren widersprechen sich und können nur als ziemlich willkürliche Schätzungen gelten. Der Grundstock des deutschen Landes in Böhmen ist aber immer das alte Kolonistenland geblieben, das der Schweiß deutscher Bauern und Bürger in vielen Jahrhunderten erkauft, redlich und ehrlich für die deutsche Sprache erworben hat. Wie die Tschechen freudig verkünden, hat das Jahr 1848 dieser Entwicklung einen Riegel vorgeschoben.

Die neue tschechische Partei hat sehr klein angefangen. Angeregt durch den Aufschwung der neuen deutschen Literatur und durch den Eifer, mit dem unter der Napoleonischen Herrschaft die Gebrüder Grimm und andre deutsche Gelehrte die ruhmwürdigen Erinnerungen der deutschen Vorzeit sammelten, fiel es tschechischen Forschern ein, die alte tschechische Volksgeschichte auch wieder aufleben zu lassen. Ihr größter Erfolg und Aufschwung kam von der Veröffentlichung der sogenannten Königinhofer Handschrift, die Wenzel Hanka am 16. September 1817 in einem Gewölbe des Kirchturms der Stadt Königinhof gefunden haben wollte und herausgab. Charakteristisch für die ganze neuere literarische Bewegung der Tschechen ist, daß sich dieses älteste tschechische Literaturdenkmal, angeblich aus dem dreizehnten Jahrhundert, als eine Fälschung oder im günstigsten Falle, wie dies nach den Feststellungen des Professors L. Dolanský wohl jetzt gelten mag, als ein Scherz in der Manier des Magisters Knips in G. Freytags „Verlorner Handschrift“ herausgestellt hat, den Hanka selbst nicht mehr aufklären mochte, nachdem das Erzeugnis seiner Laune zum tschechisch-nationalen Eigentum erklärt worden war. Die vierzehn Gesänge epischen und lyrischen Inhalts, die sich als Bruchstück einer größern, verloren gegangnen Sammlung darstellten, schildern u. a. die Stadt Prag, wie sie erst in späterer christlicher Zeit gebaut war, sie enthalten grobe Verstöße gegen Sitte und

Gewohnheit der ältern Zeit, aber anfangs dachte niemand an eine Täuschung, und obgleich die Lieder viel leidenschaftliche Feindschaft gegen die Deutschen zeigen, wurden sie doch von den gutmütigen Deutschen als ein köstlicher wissenschaftlicher Fund bewundert, übersetzt und gedruckt. Die Tschechen wollten sich die älteste Schrifturkunde ihrer Literatur auch dann nicht nehmen lassen, als namhafte deutsche Gelehrte, zuerst Feifalik, dann Büdinger, Schembera, Wattenbach, Knieschek, Lippert, sowie der Slowene Copitar, später auch die Tschechen Gebauer, Masarzyk, Goll die Unechtheit bewiesen hatten.

Im Jahre 1858 wurde der damalige Redakteur des „Tagesboten aus Böhmen,“ Dr. Kuh, der in seinem Blatte mehrere Artikel eines Prager Gelehrten gegen die Echtheit der Handschrift veröffentlicht hatte, in einer Ehrenbeleidigungsklage des damaligen Bibliothekars des tschechischen Nationalmuseums, Wenzel Hanka, zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt, eine Strafe, die ihm jedoch durch einen Gnadenakt erlassen wurde, und noch dreißig Jahre später beschloß der akademische Senat der tschechischen Universität in Prag, daß der außerordentliche Professor der tschechischen philosophischen Fakultät, Kral, drei Jahre lang dem Minister nicht als ordentlicher Professor vorgeschlagen werden dürfe, weil er wie Professor Masarzyk die Echtheit der Königinhofer Handschrift bestreite. Das Ministerium hob aber den Beschluß mit der Begründung auf, der akademische Senat sei zu solchen Beschlüssen nicht berechtigt. Die jüngern tschechischen Gelehrten haben sich allerdings der Erkenntnis von der Unechtheit der Handschrift nicht verschließen können, und in den letzten Jahren hat der tschechische Philologe J. Machal nachgewiesen, daß die epischen und die lyrischen Lieder der Königinhofer Handschrift mit einer einzigen Ausnahme ziemlich wörtlich mit Liedern zweier russischer Volkslieder Sammlungen übereinstimmen, die Hanka nach eigener Aufzeichnung 1813 von einem russischen Soldaten gekauft hat, und daß ferner die meisten der bisher unaufgeklärten „altschechischen“ Ausdrücke der Handschrift dieser russischen Liederbücher entnommen sind. Der schon genannte Professor L. Dolansky hat endlich auch direkt erwiesen, daß Hanka nicht etwa einer Täuschung zum Opfer gefallen ist, sondern die Handschrift selbst angefertigt hat. Dolansky hat in den farbigen, zur Ausfüllung einer Zeile dienenden ornamentalen Buchstaben der Handschrift, in denen man bisher nur Zierstücke sah, ein ganz gewöhnliches Versteckrätsel entdeckt. Er bemerkte nämlich, daß immer ein aufrechter Buchstabe mit einem umgestürzten abwechselte. Als er nun die verkehrten Buchstaben aufrichtete, konnte er das Rätsel einfach lösen, indem er las: V. Hanka fecit. Die Königinhofer Handschrift ist endgültig abgetan.

(Schluß folgt)

